Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 18 (1938-1939)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücher Rundschau

Aus dem schweizerischen Geistesleben.

Zwingli.

Dr. Dieter Cunz: Ulrich Zwingli. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau. 67 Seiten. Preis Fr. 2.—.

Die gründliche Studien verratende kleine Schrift ist unter die Versuche einzureihen, das Bild unseres Reformators nicht nur aus der Vergessenheit hervorzuholen, sondern es auch von allerlei Übermalungen zu befreien. Beim Durchlesen der knappen, ansprechenden Schilderungen wird das Verlangen nach einer umfassenden Zwinglibiographie geweckt, die uns heute fehlt. Seit dem Erscheinen von Rudolf Staehelins zweibändigem Werk (1895—97) hat die Erforschung Zwinglis einen vorher kaum je dagewesenen Umfang angenommen; noch ist aber der reiche Ertrag der vielen monographischen Untersuchungen nicht in zusammenfassender Weise ausgewertet. Dies sollte von uns Schweizern deshalb als dringliche Aufgabe empfunden werden, weil in dem auf die Grundlagen des Protestantismus zurückgreifenden theologischen Gespräch unserer Tage der Zürcher Reformator in ganz unzulänglicher Weise zu Worte kommt. Er war ja immer und ist neuerdings wieder in vermehrtem Maße durch das hauptsächlich vom Ausland her genährte, aber auch bei uns selber oft allzu unbesehen übernommene Vorurteil belastet, als spiele er im Konzert der Reformatoren ein entbehrliches Instrument; sein Beitrag komme im Vergleich mit demjenigen Luthers und Calvins kaum wesentlich in Betracht. Jedes Bemühen, diese kurzschlüssige These zu revidieren, darf des Dankes derer versichert sein, die überzeugt sind, daß Zwingli seiner Zeit etwas zu sagen hatte, was ihm vor andern aufgetragen war, und daß das Besondere an seiner Botschaft auch uns Heutigen noch einen entscheidenden Dienst zu leisten vermag.

Dieter Kunz gliedert seine in klarem Stil verfaßte Darstellung in zwei Hauptteile. Nachdem einleitend die vor Zwingli in der Stadt Zürich gegebenen Voraussetzungen kurz umschrieben sind, wird zunächst in spannender Weise das Leben und Schaffen des Reformators in seiner ganzen Dramatik geschildert, eine wohl gedrängte Biographie, in der aber, so viel wir sehen, nichts Wesentliches vergessen ist. Besonders wertvoll erscheint uns alsdann der Versuch, die Theologie und die Staatslehre Zwinglis in ihren wichtigsten Linien sichtbar zu machen. Daß dabei der humanistische Einschlag seines Denkens stark hervorgehoben wird, entspricht wohl der Auffassung des zur Zeit besten Zwinglikenners, Walter Köhler; es wird indes noch nachzuprüfen sein, ob unser Reformator dieses Element seiner Entwicklung nicht gründlicher verabschiedet hat, als man es wahr haben will. Mit einem Exkurs über Zwinglis Verhältnis zu Luther schließt die Schrift, der wir aufmerksame Leser wünschen möchten. O. Farner.

Gottfried Keller.

Erwin Ackerknecht: Gottfried Keller. Widukind-Verlag, Alexander Boß, Berlin-Lichterfelde, 1937; 56 Seiten, RM. 1.50.

Eine Schriftenreihe, die im Sinn von Ludwig Klages der Wirksamkeit des „biozentrischen" Denkens im deutschen Leben nachspüren möchte, bringt als Band 5 eine kleine Studie über Gottfried Keller. Es ist zum Glück nicht allzu ernst gemeint mit der Ausrichtung nach Klages. Gelegentlich beruft sich der Verfasser freilich auf ein Wort des Meisters, der uns den Geist als Widersacher der Seele geschildert hat. Doch das ist mehr äußerlich, und Kellers Wesen wird im übrigen kaum unter eine Beleuchtung gerückt, die er sich — wir glauben das vermuten zu dürfen — verbeten hätte. In anspruchslosen Abschnitten — „Der Mann und sein Werk", „Der Künstler", „Der Erzieher", „Der Politiker", „Der Liebhaber des Lebens" —

finden wir das jedem Schweizer über alles köstliche Thema mit ziemender Ehrfurcht abgewandelt. Einzelnes ist recht erfreulich, so etwa der Hinweis auf die Umbildung des Namens Regine in das feierliche Regina, nachdem der Leser erfahren, daß die Trägerin dem Tod geweiht ist; ferner die Untersuchungen über des Dichters Prosarhythmus, die durch treffliche Beispiele überraschen; oder der Umriß, den wir von Kellers pädagogischer Weisheit erhalten. Einzelne glückliche Einfälle aber bringen noch kein Buch zustande, nicht einmal eine Studie, zu deren Gattungsgesetzen es doch gehört, die Kürze durch Reichtum aufzuwiegen. Der Ertrag ist zu gering, als daß sich das Unternehmen nach so vielem, was bereits geleistet worden ist, rechtfertigen ließe. Reichsdeutsche Leser von heute mögen sich vielleicht darüber freuen, wenn es heißt, der Dichter habe seinen Grünen Heinrich zur „schöpferischen Volksgemeinschaft" erlöst, wenn die demokratische Idee, die Keller beseelte, verleugnet wird, wenn Schlagwörter aus einer etwas bedenklichen Ideologie des Tages diesem allem „blauen Dunst" abholden Geist nicht mit aller Strenge ferngehalten werden. Wir lehnen das Bild des Dichters, sofern es in dieser Weise neu sein will, als unbedürftige, unbelehrbare Schweizer freundlich dankend ab.

Emil Staiger.

Ein Genfer Botaniker.

Edmond Boissier, botaniste genevois 1810 — 1815. Sonder-Ausgabe aus dem „Bull. de la Soc. Bot. de Genève", 1937.

Zwei Genfer wissenschaftlichen Gesellschaften und der Familie Boissier ist die Herausgabe dieser 76 Seiten starken, prächtig ausgestatteten Gedenkschrift zu verdanken, einem großen Botaniker gewidmet, aber über Fachgrenzen hinaus bedeutsam. Sechs Gelehrte und Forscher haben mitgewirkt, um in 7 Aufsätzen ein Bild Boissiers und seines Werkes zu geben, das auch heute noch befruchtend weiterwirkt. Anlaß zu dieser Festgabe bot die 1937 von spanischen Behörden und Botanikern geplante Hundertjahrfeier der ersten, einer Entdeckung gleichkommenden Forschungsreise Boissiers nach Andalusien. Internationale Erinnerungsfeiern waren in Granada vorbereitet, zu denen Genf und die Schweiz amtlich eingeladen waren. „De tragiques circonstances ont suspendu ce projet." Aber die schweizerischen Verfasser der Festschrift wollten, daß die spanische Anregung nicht verschollen bleibe und daß in unserem Land das Beispiel einer großen und edeln Forscherpersönlichkeit wissenschaftliches Streben stärke.

Dieses Ziel haben sie erreicht. Wenn auch die wissenschaftlichen Methoden Boissiers in manchem veraltet, seine Kenntnisse in vielem überholt sind, bleiben doch wertvolle Erkenntnisse genug. Vor allem ist es reizvoll, eine Blütezeit sich entwickelnder botanischer Forschung geschichtlich mitzuerleben. Möge auch der Ansporn wirken, der von einem Edelmenschen ausstrahlt. Edmond Boissier war Botaniker, Geograph, Alpinist, Künstler; ihm ist die Wiederentdeckung eines seit dem Aufhören der maurischen Herrschaft in Vergessenheit geratenen Landes zu verdanken. Er war aber auch ein hervorragendes Glied jener adeligen Familien, die nach der Befreiung Genfs von der französischen Herrschaft die freiheitlichen und kulturellen Überlieferungen ihrer Vaterstadt hochhielten und stärkten. Nur angedeutet sei, daß seine Schwester, die Gräfin Agénor de Gasparin, als Schriftstellerin und Wohltäterin unvergessen ist und daß ein Sohn der fast Einzige war, der neben König Ludwig einst Bayreuth tatkräftig half.

Zwei Beiträge schenkt Fernand Chodat, der über die Reisen nach Andalusien und über Boissier als Pflanzengeographen spricht; der Enkel Edmond Boissier erzählt sehr ansprechend vom Familienleben des berühmten Botanikers, B. P. G. Hochreutiner schildert den Systematiker, G. Beauverd den Sammler und Reisenden, C. Barbey de Budé begeistert für den von Boissier begründeten Alpengarten von Valleyres. Zuletzt — but not least — schenkt Aug. Barbey, auch ein Enkel Boissiers, eine Betrachtung der 1837 von seinem Großvater entdeckten und von Barbey selbst 1929 eingehend entomologisch wie botanisch erforschten Pinsapares, der nur in wenigen Sierren einheimischen merkwürdigen Wälder der Igel-Tanne.

Alles in allem bleibt das schöne Buch ein Zeugnis echter Kultur einer überlieferungsreichen Schweizerstadt und ihrer alten Geschlechter.

Karl Alfons Meyer.

Neue Mundartbücher.

Georg Thürer: Stammbuech. Gedichte aus der alemannischen Schweiz. Verlag Tschudi, Glarus. 1937; 139 Seiten.

In kerniger Glarner Mundart meldet sich hier eine Begabung zu Wort, die, obwohl dem Badenser Burte an Art und Auftreten nahe verwandt, mit ihrer träfen, herben und derben Sprache, ihrem männlichen Gehaben doch urwüchsigen Schweizergeist vertritt. Grüblerisches Sinnieren liegt ihr fern. Der Dichter steht mit beiden Füßen auf dem heimischen Erdboden, stolz auf seine bäuerliche Abkunft, und das ist recht so. Wohl versucht er seine Stimme auch im Bereich des persönlichen Erlebens, des eigensten Gebietes der Lyrik, und findet auch hier oft ein überraschend frisches Bild, eine einprägsame Stimmung, die er dank kräftig zupackendem Ausdruck hoch über die armseligen, das Wesen echter Mundart völlig verkennenden Schweizerdeutsch-Reimereien unserer Wochenblättchn zu erheben weiß. Freier und sicherer aber bewegt er sich in den Bezirken des völkischen Lebens. Da gelingen ihm so tüchtige Formungen wie „Landsgemeinde" oder „Näfelser Fahrt", Stücke, die zum Vorlesen in größerem Kreise reizen, wozu das Nachwort mit Recht auffordert. Gefällig wie das markige Druckbild ist auch die wohl überlegte Schreibweise der Glarner Mundart.

Weniger Selbständigkeit dagegen zeigt unser Poet, wenn er den Nachbuuren nördlich des Rheines und nebenbei auch unsrer angestammten Schriftsprache einen „Gingg" glaubt versetzen zu müssen (S. 124), trotzdem er sie zur Bildung der Gedichttitel nicht entbehren kann. Nein, die Sprache Kellers und Meyers lassen wir nicht „Zytigsdütsch" schelten.

Möchte diesem neuen Mundarttalent vergönnt sein, sein Eigenstes immer wuchtiger herauszuarbeiten.

Baseldytsch: Mundartgedichte aus dem Nachlaß von Fritz Liebrich. Verlag Benno Schwabe, Basel. 1938; 68 Seiten, Preis Fr. 2.—.

I lueg ins Badisch yne-n-iber der Rhy:
Grad wie Verwandti winke d'Bärge zruck,
und unsere Trib mueß 's glychlig Uhrwerk sy.

Da klingt es anders, schon in den Eingangsstrophen! So spricht ein Dichter, nicht ein Tagespolitiker. Man braucht in dem schmalen Bande auch nicht lange zu blättern, um zu erkennen, daß hier ein lyrischer Meister am Werke war, der eben seine reifste Sammlung bereitzulegen sich anschickte, als ihm der Tod den Griffel aus der Hand nahm. Nur 34 Gedichte zählt das Buch, und doch gewinnt man das Gefühl der Fülle, eines innern Reichtums, der beschenkt und beglückt, wo man auch aufschlage. Ernst, Güte und die Seelengröße dessen, der sich in redlichem Mühen zu tapferer, gefaßter Lebensüberschau durchgerungen, haben sich hier mit einer ebenbürtigen Gestaltungskraft gepaart, welche die Stadtbasler Mundart, wohl die schmiegsamste der deutschen Schweiz, virtuos handhabt. In dieser Dichtung ist der spitzig-witzige Basler Geist über sich selbst hinausgewachsen zu schlackenloser Darstellung und Selbstdarstellung. Gern betont Liebrich den Zusammenhang mit den Alemannen im Norden und Nordwesten. Uralemannisch ist jedenfalls die ihm verliehene Gabe, ohne Weitschweifigkeit äußerst anschauliche Bilder vor uns hinzustellen. Wie ansprechend schildert er die Stadt um das heimelige Münster, wenn Herbststurm oder Schneetreiben sie zausen und der Nebel sie erobert, wie zwingend kraftvoll den Werdegang eines Steines im Flußgeschiebe! Aber ebenso sicher meistert er innerlichstes Erleben zu ergreifenden Strophen. Und wendet daneben auch den andern noch warme Aufmerksamkeit zu, die, von zäherem Holz, härter mit dem heimischen Boden ringen müssen. Wie tief empfunden, wie rein dichterisch ist z. B. das Lied vom „Ardarbeiter"! Nur ein Aber: Hätte das edle, dauernde Vermächtnis des allzu früh geschiedenen Basler Poeten nicht eine würdigere und dauerhaftere Gewandung verdient?

Emil Balmer: Sunneland. Tessiner Gschichte mit Zeichnige vom Verfasser. Verlag von A. Franke, Bern. 1937; 220 Seiten, Preis Fr. 6.50.

Berndeutsch und Französisch, dieses Pärchen neben einander zu sehen und zu hören, ist man gewohnt. Aber Berndeutsch und Italienisch, das ist etwas Neues.

Balmer wagt es, Seeländer Meitschi und Tessiner ragazza Hand in Hand uns vorzustellen. Warum eigentlich nicht? Die Berner haben ziemlich früh in der eidgenössischen Geschichte mit Genf angebändelt und das Waadtland sogar mit fliegenden Fahnen eingenommen. So wird auch gegen diese jüngste friedliche Eroberung nichts einzuwenden sein. Und wirklich, sobald man das erste Befremden überwunden, läßt man sich mit wachsendem Behagen von dem liebebegeisterten und selber liebenswürdigen Cicerone durch das Sunneland geleiten, um so williger, als die duftig hingezauberten, anmutigen Zeichnungen von des Verfassers eigener Hand einem das Einfühlen und Mitschauen leicht machen. Und da gilt es nicht nur mitzuschwärmen. Balmer führt uns nicht durch die prangenden Stadtstraßen von Lugano und Locarno, sondern mit Vorliebe durch die Gassen und in die Hütten der Dörfer, ja selbst auf die Alp und rührt auch an ernste Fragen, wie etwa die Auswanderung der jungen Tessiner Bauern. Und die Einzelgestalten, die Dorfbewohnerschaften, die er hervortreten läßt, alle von köstlich eigeliger, bei aller südlichen Besonderheit doch — will es einen bedünken — gut schweizerischer Art, sie haben auch ihre menschlichen Mucken und Tücken, wachsen uns aber dessenungeachtet näher ans Herz als die bunte, internationale Gesellschaft, die sich drunten an den schönen Seen breit macht. Auch die sprachliche Behandlung erfreut. Balmer schreibt ein gepflegtes Berndeutsch, wobei sich freilich zeigt, daß bei der reinen Landschaftsschilderung die Mundart nicht ohne Anleihen von der Schriftsprache her auskommt. Doch das kann gar nicht anders sein. An dem geschickt eingestreuten Italienisch, das hier den Erdgeschmack gibt, wird auch kein Deutschschweizer Anstoß nehmen.

Josef Reinhart: Solothurner Lüt. Bilder und Gschichte. Verlag H. R. Sauerländer, Aarau. 1937, 320 Seiten, Preis Fr. 6.50.

Tritt in Balmers Buch persönliches Erfahren stark hervor, so haben wir es bei Josef Reinhart mit einem bewußt objektiven Darsteller des Solothurner Landvolkes und seiner Mundarten zu tun. Und wie köstlich lebendig sind beide gekennzeichnet! Es ist schon höchst ergötzlich, Reinhart zuzuhören, wie er die Leutchen aus den verschiedenen Kantonsteilen auf dem „Märet" der Hauptstadt auftreten und ihren „Schnabel" brauchen läßt. In dieser Hinsicht der Volkskunde im weitern Sinne sind besonders die drei Stücke „Balmbergzyte" sehr schätzenswert. Das Bild vom Mittagstisch der kinderreichen Familie des Berghirten vergißt man nicht so leicht. Auch diese genügsamen Schlucker zählen zum schweizerischen Kernholz. Arm und reich auf dem gleichen Berg! So wird uns solothurnisches Bauerntum in all der Mannigfaltigkeit seiner Hantierung, seiner Denk- und Sprechweise aus überlegener Kenntnis in lebensnahen Gestalten vorgeführt. Doch auch dem Humor, versteht sich, wird sein Recht, vorab in dem famosen, wohl autobiographischen Stück vom treuherzigen jungen „Schüfelidichter", das wir auch am Radio mit hellem Vergnügen gehört haben. Und wenn der Verfasser in diesen 9 Erzählungen nebenbei in erzieherischer Absicht den Segen der Heimattreue betont, so wollen wir das von so kundiger, so wohlmeinender Seite gerne geschehen lassen. Die „Solothurner-Lüt" sind in ihrer flüssigen Mundartfassung, in ihrer sorglich durchgearbeiteten Erzählungskunst recht ein mustergültiges Lernbuch zum Eindringen in unser bodenständigstes Volks- und Sprachtum. Arnold Büchli.

Schweizerische Jugendschriften.*)

Unter den vielen in letzter Zeit erschienenen Jugendschriften sollen hier die drei folgenden Bücher besprochen werden:

„Das Schweizerfähnchen" von Elisabeth Müller ist in ihrer bekannten warmen, lebendigen Art geschrieben, und wirkt gleich wertvoll für Kinder

*) Elisabeth Müller: „Das Schweizerfähnchen". Mit Bildern von Hanna Egger; Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1937; 279 Seiten, Preis Fr. 6.50.
Meinrad Lienert: Die Bergkirschen und andere Geschichten; Verlag Huber & Co. A.-G., Frauenfeld, 1937; 206 Seiten, Preis Fr. 5.80.
Muschg Elsa: Hansi und Ume unterwegs; Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1937; 227 Seiten, Preis Fr. 6.50.

und Erwachsene. Mit größter Anschaulichkeit ist der schwere Anfang der zurückgekehrten Auslandschweizer in ihrem Heimatdorf geschildert, wie sie sich Schritt für Schritt die Achtung und Liebe der Dorfgenossen erringen müssen. Die Kinder finden sich schneller zusammen, aber auch sie dürfen erst ungestört mit den andern verkehren, nachdem der „Russenvater" das Büblein seines Nachbars, mit eigener Lebensgefahr, aus dem reißenden Gebirgsstrom gerettet hat. Auch dieser Geschichte liegt der Gedanke zu Grunde, daß unser ganzes Leben besser und heller wäre, wenn uns das Wohl und Wehe unserer Mitmenschen mehr am Herzen läge.

„Die Bergkirschen" von Meinrad Lienert können als 2. Band von „Es war eine goldene Zeit" gelten. Das typisch Inner-Schweizerische, die engen Beziehungen aller Bewohner, sogar der Kinder zum Kloster Einsiedeln, geben dem Buch einen ganz besonderen Reiz. Jede einzelne der kleinen Geschichten schildert in anschaulichster Weise eine neue Seite der Lebensweise dieser einfachen Bergbauern.

„Hansi und Ume" von Elsa Muschg bringt uns eine originelle Reiseschilderung. Hansi, das Lehrersbüblein, wird von den Eltern einer kleinen Schülerin seines Vaters auf ein Jahr nach Japan mitgenommen, und die Kinder lesen mit großem Interesse die Schilderung der langen Schiffreise, der Tage in New York und der Ankunft in Japan. Für nächstes Jahr ist die Fortsetzung des Buches versprochen, der mit Interesse entgegengesehen wird.

R. Rieter.

Zeitgeschichte.

Nochmals: Österreich.

Walter Schneefuß: Österreich, Zerfall und Werden eines Staates. Wilhelm Goldmann, Verlag, Leipzig. 1937. 170 Seiten Preis RM. 2.85.

Seit dem Erscheinen dieses ausgezeichneten knappen Geschichtswerkes von 170 leserlichen Seiten ist der Staat, von dem es handelt, als Staat verschwunden. Manches Buch über Österreich mag zwischen dem zehnten und dem vierzehnten März 1938 seinen Sinn verloren haben. Dieses nicht! Im Gegenteil: es füllt eine Lücke aus. Wer bestrebt ist, eindrucksvolle Erlebnisse für seine Lebensanschauung fruchtbar zu machen und sie richtig zu deuten, der kann das Buch von Schneefuß, ganz so wie es ist, brauchen. Denn es zeigt uns, was dieses Österreich gewesen ist, das seit den Märztagen dieses Jahres nicht mehr besteht, und hilft uns damit zu einer gesunden und ausgeglichenen Beurteilung des Geschehenen. Das Verschwinden unseres lieben kleinen Nachbars zur Rechten — ich rede mit der Landkarte vor Augen — hat uns Schweizer aufs tiefste bewegt, mehr als die einschneidenden Änderungen, die auf der Karte Europas nach dem Ausgang des großen Krieges einzuzeichnen waren. Denn diesmal ging es nicht um kleine Verlegungen der an die Schweizerkarte anstoßenden roten Grenzlinien, sondern um die Beseitigung eines der vier Grenznachbarn, um eine große Streichung im Staatenkatalog. Und Österreich war in den letzten neunzig Jahren der angenehmste unserer Anstößer gewesen, der einzige, mit dem wir niemals die geringste Verdrießlichkeit gehabt haben. Wir sahen, daß die sogenannte Donaumonarchie ihr Antlitz und ihre Aufmerksamkeit nach Osten, gen Konstantinopel, Warschau, Kiew gerichtet hielt, von uns nichts begehrte und uns sozusagen bloß einige ihrer Rückenwirbel zukehrte. Uns konnte der Bestand und Zustand dieses immerhin mächtigen politischen Gebildes recht sein noch auf lange hinaus. Und das gilt auch von dem machtlos gewordenen Rumpfösterreich der Nachkriegsjahrzehnte, obschon seine Schwäche und daherige Anziehungskraft für begehrliche Nachbarn nicht ganz ungefährlich war. Es kamen noch dazu das Wohlwollen, das uns Kleinstaatern ein Kleinstaat einflößen muß, und die Teilnahme am Schicksal eines schwer belasteten und schwer verwundeten Volkes. Und nun geht alles, was Österreich hieß, im deutschen Nachbarreiche auf, ohne Blutvergießen zum Glück und aufregende Greuel, mit der Schnelligkeit einer Zahnextraktion. Zwischen der Einsicht, daß das einmal so kommen mußte und daß der kleine Österreich geheißene Reststaat vom Jahr 1919 nicht wohl lebensfähig war, den Zweifeln darüber, wie groß der anschlußfreudige Teil der Bevöl-

kerung gewesen sein möge, und wie groß der unabhängigkeitswillige, und dem Eindruck, daß hier doch auch Unrecht getan worden sei, wie jedesmal, wenn staatliche Macht sich ausdehnt, sind noch heute viele von uns nicht zu ruhigem Gleichgewicht im Urteil gekommen. Wer hiernach Verlangen trägt, muß sich die geschichtlichen Hintergründe aufhellen lassen, die Vergangenheit, die die Gegenwart verständlich macht.

Hierzu nun leistet das Büchlein von Schneefuß treffliche Dienste. Es berichtet über den Zerfall des Habsburgischen Reiches in und nach dem Weltkrieg, über die Entstehung des kleinen Staates, dessen Ende wir soeben erlebt haben. Der Bericht ist, wiewohl mit dem warmen Herzen eines vom Ausgang des Weltkrieges erschütterten Deutschen geschrieben, doch unparteiisch, von Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit eingegeben. Vom Dritten Reich ist nicht die Rede, das Wort Nationalsozialismus findet sich nirgends; das Buch hätte so auch vor zehn Jahren geschrieben werden können. Auch von Anschlußwillen wird nichts gesagt. Wir vernehmen zwar am Schluß: „Das Gefühl blieb in Österreich lebendig, daß die Entscheidungen dieses Vertrages (von St. Germain) nicht endgiltig sind, daß die Lage in Mitteleuropa nach einer Ordnung und Erlösung schreit"; aber daß diese Neuordnung und Erlösung Einverleibung in das Deutsche Reich bedeuten müsse oder auch nur könne, bleibt unausgesprochen.

Natürlich steht auf diesen 170 Seiten nicht alles, was wir zur Klärung des Urteils über Österreich und Deutschland wissen müssen. Es muß weiter zurückgegriffen werden, auf 1866, auf 1848, auf 1806, auf 1648. Auch kann man sagen: wer den Weltkrieg als Erwachsener erlebt hat, weiß in der Hauptsache, was Schneefuß uns darlegt. Aber den Jüngeren sei das Werklein dringend empfohlen, und den Vergeßlichen unter uns Älteren ebenfalls.

Mit Besorgnis mögen die Sieger des Weltkrieges sich heute fragen, ob es weise gewesen sei, einigen slawischen Lärmmachern zuliebe die alte Großmacht an der Donau zu zertrümmern und an ihre Stelle jene Kleinstaaten zu setzen, von denen als dem gottgewollten Ziele des gerechtesten aller Kriege die englische Presse und ihre Trabanten mit so viel frommem Augenaufschlag jahrelang geleitartikelt haben. Jetzt sieht das im Leid und Leiden vieler Jahre zum Einheitsstaat gewordene Deutsche Reich auf dem Wege nach Konstantinopel nur noch untereinander eifersüchtige Kleinstaaten vor sich; kein Richelieu, Bonaparte noch Poincaré der Zukunft wird je wieder Brandenburg gegen den Kaiser, Bayern gegen Preußen ausspielen können. Einkreisen, in die Zange nehmen wollte man Deutschland im Zweifrontenkrieg und sah nicht, daß man ihm den Rücken freimachte. Was gäbe der und jener drum, wenn Franz Joseph, dem er Schimpfworte ins Grab nachgerufen hat, wieder da wäre! Und auch die Hohenzollern waren im Vergleich zu den Führern des aus dem großen Schmelztiegel hervorgegangenen deutschen Nationalismus gemütliche Nachbarn. Wenn sie sich etwas holten, so durfte man ihnen vorher den Krieg erklären und bekam meist vierzehn Tage Zeit für die Mobilmachung. Ist man nicht doch in Versailles und St. Germain etwas zu weit gegangen? Die Frage stimmt um so nachdenklicher, als es ganz so aussieht, als ob sie sich in absehbarer Zeit nochmals stellen wollte, denn die Nachrichten aus Prag lauten nicht beruhigend. Eduard Blocher.

Rußland.

Valentin Skidelsky: Die russische Revolution. 1. Buch: Adelsherren und Bauernvolk. Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien, 1938. 128 S.

Die Entwicklung der russischen Geschichte seit der Revolution von 1917 erweist sich ohne Zweifel stets deutlicher als eine Rückkehr Rußlands nach Asien. Rußland wendet sich innerlich und äußerlich immer mehr von Europa ab. Nicht mehr der Westen weist der Politik der Sowjets die Richtung, sondern im östlichen Raum scheint die Kraft und die Zukunft Rußlands zu liegen.

Wer einmal auf diese große Richtungsänderung in der russischen Geschichte aufmerksam geworden ist, wird den Arbeiten Skidelsky's besonderes Interesse entgegenbringen. In dem bis jetzt vorliegenden 1. Buch der „Russischen Revolution" versucht der Verfasser, den Ursprung der bolschewistischen Umwälzung aus der Geschichte heraus zu verstehen und zu beleuchten. Er sieht den eigentlichen Grund

für die der Revolution vorangegangenen sozialen Mißstände in Rußland in der seit Peter dem Großen von den Zaren betriebenen imperialistischen Expansionspolitik nach dem Westen. Für diese war immer wieder die Aufstellung großer Armeen notwendig, was hinwiederum nur möglich wurde durch die Umwandlung des Hörigkeitsverhältnisses der Bauern zu den adeligen Grundherren in die Leibeigenschaft. Mit der bäuerlichen Leibeigenschaft aber wurde der Grund gelegt zu der unglücklichen Entwicklung, welche die Geschichte Rußlands bis zur Gegenwart genommen hat. Denn auch die verspätete und in ihrer Ausführung mangelhafte Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1861 konnte das Verderben nicht mehr aufhalten, besonders da man am Zarenhof nicht wagte, die wirtschaftlichen und rechtlichen Privilegien des Adels wirklich zu beschränken. Außerdem wurde an der seit Peter dem Großen eingeschlagenen außenpolitischen Richtung festgehalten, die schließlich zum Ausbruch des Weltkrieges und zur Revolution führte. — Dies ist wohl in der Hauptsache der Inhalt des 1. Teiles von Skidelskys Arbeit. Es ergeben sich aus der Lektüre interessante Einblicke und neue Gesichtspunkte in Bezug auf die russische Geschichte, die das Buch trotz formaler Mängel und einiger Unzulänglichkeiten in den ideengeschichtlichen Ausführungen recht lesenswert machen. Man darf auf die hoffentlich bald erscheinende Fortsetzung des Skidelsky'schen Buches gespannt sein.

Gundalena von Weizsäcker.

Türkei.

Herbert Melzig: Kamâl Atatürk. Untergang und Aufstieg der Türkei. 293 S., mit zahlreichen Bildern und Skizzen. Frankfurt a. M., Societäts-Verlag, 1937. Preis RM. 6.80.

Auf Studienreisen gewann der Verfasser Einblicke in die modernen Verhältnisse des nahen Orients. Darüber weist er sich schon durch die vorzügliche Auswahl seines reichen Bildermaterials und sein ansehnliches Verzeichnis von Quellen und Darstellungen nicht nur deutscher, französischer, italienischer, englischer und amerikanischer, sondern vor allem türkischer Herkunft aus. Eingeführt hat er sich bereits durch ein ähnliches Werk über den Erneuerer des persischen Staates, Resa Schah von Iran.

Das vorliegende Buch läßt die Bedeutung der Persönlichkeit Kamâl Atatürks durch dessen Lebenswerk in Erscheinung treten. In vierzehn Abschnitten locker gegliedert, zerfällt es sichtbar in drei Hauptteile, welche den Werdegang Mustafa Kemals und seinen Anteil am Weltkrieg, das „türkische Wunder" des Freiheitskrieges und den Neuaufbau des türkischen Staates schildern.

Verfolgen wir zunächst die große Linie des Buches. Mustafa Kemal war durch seine geschichtlichen Studien zur Überzeugung gelangt, „daß das türkische Volk, als es im 16. Jahrhundert der Verwirklichung der islamischen Weltherrschaftsidee diente, eine Aufgabe übernahm, an deren Widersprüchen es sich aufreiben und zugrunde gehen mußte. Dem Vormarsch der Türken ins Herz Europas war die Gegenoffensive des Okzidents gefolgt ..." (S. 159). Den Tiefstand des Osmanischen Reiches zu Beginn des 20. Jahrhunderts erlebte der junge Hauptmann und Major im Generalstab Mustafa Kemal. Er lehnte sich auf gegen die fatalistische Stimmung der letzten Sultanatsepoche, „einem historisch unabwendbaren Schicksal unterworfen zu sein" (S. 7). Als nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reiches zu Ende des Weltkrieges auch das anatolische Kernland aufgeteilt werden sollte, rief er das türkische Volk zum Befreiungskampf auf; dank der Energie des ruhmbedeckten Siegers von Gallipoli hielt es die Krise durch, während seine europäischen Verbündeten sich ergaben. Mustafa Kemals Kampf führte über die Vertreibung der Griechen aus Kleinasien und Thrakien zur Beseitigung des Sultanats und Kalifats, zur Proklamation der Türkischen Republik und zur Trennung von Religion und Staat; das Kalifat wäre nach Kemals Überzeugung bei der damaligen Weltlage „eine ständige Bedrohung der türkischen Unabhängigkeit geblieben" (S. 245). „Im Weltkrieg hatte nicht nur die Gegenoffensive des Okzidents ihr Ziel, sondern auch die Erhebung der Araber gegen die osmanisch-türkische Herrschaft ihren Kulminationspunkt erreicht. Der europäische Imperialismus hatte den arabischen Nationalismus für seine Ziele eingespannt ..."

(S. 159). In klarer Erkenntnis der Dinge verzichtete daher Mustafa Kemal auf eine Wiederherstellung des Osmanischen Reiches. Vielmehr wollte er das türkische Kernvolk, dessen Tüchtigkeit und Zähigkeit er im Weltkrieg erlebt hatte, politisch, wirtschaftlich, sozial und kulturell erneuern und als solches zur vorderasiatischen Großmacht erheben. Er ließ die Möglichkeit offen, daß sich die islamischen Völker später wieder in einem Bund zusammenschließen könnten. Dieser Entwicklung, glaubte er, dürfe man nicht vorauseilen; zunächst müsse jedes Volk seinen Weg allein gehen. „Daß sich Türken, Perser und Araber in ihrem ungestümen Freiheitsdrang moderne nationale Staaten schaffen könnten, daran dachte keiner der europäischen Staatsmänner ..." (S. 160). Die Krönung der Außenpolitik Kamâl Atatürks, wie er seit einigen Jahren genannt wird, bildeten der Zusammenschluß der Türkei, Griechenlands, Rumäniens und Jugoslawiens zum Balkanbund (1933) und wiederum der Türkei, Iraks, Irans und Afghanistans zu einem vorderasiatischen Bund (Juli 1937). Innenpolitisch strebte Atatürk danach, „der Veräußerlichung durch Übernahme der europäischen Zivilisation die Verinnerlichung durch die Besinnung auf das eigene Volkstum folgen zu lassen." Er fand eine Synthese, „die türkischen Geist die vom Westen realiter übernommene Form und Materie durchdringen und beherrschen ließ ..." (S. 278). So erfaßte Kamâl Atatürk, ähnlich dem Erneuerer Japans, Mikado Mutsuhito (1867—1912), den Kern des Problems der Europäisierung seines Volkes und Staates.

Die scharfe Herausarbeitung dieser Grundgedanken gibt der Darstellung ihre feste, klare Form. Der Verfasser hätte Kommentar und Betrachtung sicher durch wesentlichen Ausbau der konkreten Angaben stärker ausbauen können; namentlich dem letzten Teil, der die innere Erneuerung des türkischen Staates bespricht, möchte man die Vervollständigung nach dieser Richtung dringend wünschen. Die Erörterung ist überdies zu weitgehend durch mitteleuropäische, speziell deutsche Gesichtspunkte der Gegenwart bestimmt; beispielsweise die Vorstellung von einer „traumwandlerischen Sicherheit", mit welcher der leitende Staatsmann seine Schritte tut, läßt sich nicht gut gerade auf Kamâl Atatürk übertragen. Die Figur des großen Soldaten und Staatsmannes würde zudem sicher nur gewinnen, wenn seine Gegenspieler nicht nur angedeutet oder in ungünstiger Charakteristik dargestellt wären. Gerade hier zeigt sich, daß zu weit getriebene Subjektivität, selbst bei einer Schilderung, die sich zur Apotheose steigern will, der Begeisterung des Lesers Eintrag tun muß.

Begeistern will und kann dieses Buch in seltener Weise. Es ist in angenehm frischem und flüssigem Stil geschrieben. Manches Bild, manche glückliche Formulierung prägt sich dem Leser nach einmaliger Lektüre bleibend ein. Man liest es übrigens nicht nur einmal; man nimmt es gern wieder zur Hand. Für eine spätere Auflage wäre die Beseitigung von kleinen Fehlern wie „Franchet d'Espèrey" statt „d'Espérey" (S. 89/131) und „Sir Hamilton" statt „Sir Ian Hamilton" (S. 76) von Vorteil; das Jahr 1880 ist nicht das dritte der hamidischen Epoche (S. 10), sondern das vierte.

Otto Weiß.

Geopolitik.

Karl Haushofer: Geopolitik des Pazifischen Ozeans. Kurt Vowinckel Verlag, Heidelberg, 1938. Dritte Auflage, 335 Seiten, mit vielen Karten. Mk 15.

Der Verfasser definiert die Geopolitik als „wissenschaftliche Unterlage zur Kunst des politischen Handelns im Daseinsringen der staatlichen Lebensformen um Lebensraum auf der Erde". Er nennt Geopolitik „ebenso sehr Kunst als Wissenschaft, zum allermindesten Kunsthandwerk" — was man von jeder wirklichen Wissenschaft übrigens auch sagen könnte.

Es spricht für das Buch, daß es eine dritte Auflage erlebt hat und daß eine französische Übersetzung in Aussicht steht. Natürlich wird mancher zu dem Buche greifen, welcher den großen Kampf, der sich heute im Pazifischen Ozean abspielt, auf seine tiefsten Ursachen hin studieren will. Es scheint auch das Schicksal der Geopolitik zu sein, daß bei ihr, wie in der Geographie, viel Selbstverständliches gesagt werden muß, womit aber natürlich nicht gesagt sein soll, daß sich darin der Inhalt des Buches etwa erschöpft. Der Verfasser weist sich nämlich über eine ganz ungewöhnliche Belesenheit und über ein sehr weites Wissen aus,

er bespricht mit Kennerschaft wohl alle Probleme, welche der Pazifische Ozean bieten kann: Naturgeschichte, Handel, Ethnologie, Schiffahrt, Fluglinien, usw., usw.

Wohl wenige Leser werden alle Kapitel mit der gleichen Aufmerksamkeit lesen können, aber jeder wird für das besondere Problem, das ihn bewegt, viel Material und viel Anregung finden.

Karten erläutern die Ausführungen, ein reichhaltiger Literaturnachweis wird dem Spezialisten die Einarbeitung in besondere Fragen erleichtern, ebenso ist das Register sehr gut.

Wegen der Temperamentfülle des Verfassers wirkt der Stil auf die Dauer etwas ermüdend, es handelt sich aber auch nicht um ein Buch, das zur Erholung gelesen werden soll.

Als Materialsammlung kann das Buch sehr warm empfohlen werden.

Dr. Felix Speiser.

Zur französischen Geschichtsforschung.

Kleo Pleyer: Die Landschaft im neuen Frankreich, Stammes- und Volksgruppenbewegung im Frankreich des 19. und 20. Jahrhunderts. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, 1937. 426 S.

Franz Petri: Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich. Die fränkische Landnahme in Frankreich und den Niederlanden und die Bildung der westlichen Sprachgrenze. Verlag L. Röhrscheid, Bonn, 1937. 2 Bände, 1041 Seiten.

Als Habilitationsschriften zweier junger deutscher Historiker aus eigener Forschung an Ort und Stelle entstanden, legen diese beiden Bücher Zeugnis ab von einem aufrichtigen Bemühen um die Erkenntnis des französischen Nachbarn. Vom völkischen Gedanken des 20. Jahrhunderts leidenschaftlich durchdrungen, setzt sich die Arbeit des Königsberger Professors sudetendeutscher Abkunft, Kleo Pleyer, zur Aufgabe, das „gallorömisch-germanische Doppelgeschehen" der französischen Staatsentwicklung als das Widerspiel eines zentralistisch-individualistischen und eines föderativ-genossenschaftlichen Prinzipes auszudeuten, dessen heutige Erscheinungsformen die regionalistische und autonomistische Bewegung in Frankreich darstellt. Wenn wir auch befürchten, daß sich Pleyer bei seinem Bemühen um Unterscheidung „der römischen und der germanischen Seele in Frankreichs Brust" in einigen Punkten zu Fehlschüssen, so z. B. über verschiedene Gestalten der französischen Revolution, hat verleiten lassen, so glauben wir doch, daß sein Aufrollen der Problematik jenes französischen Freiheitsbegriffes recht verdienstvoll ist. Bis in unsere Gegenwart hinein vermochte er eine beträchtliche Wirkung auf das europäische Staatsdenken auszuüben. Die entartete Revolution hat Frankreich nach Pleyer zu einem „Pariser Stadtstaat" gemacht, der für das vielfältige Eigenleben der zum Teil fremdstämmigen französischen Landschaften keinerlei Verständnis mehr besaß. Er sieht in dem zentralistischen Nationalstaat französischen Musters den „Vater unseres europäischen Minderheitenproblems" und in den landschaftlichen Sprach- und Heimatbewegungen der Elsäßer, Bretonen, Basken, Flamen den lebendigen Willen zu einer freiheitlichen Neuordnung auf der Grundlage des germanischen Genossenschaftsgedankens und der schon im „Heiligen Römischen Reich" verkörperten modernen Bundesstaatsidee.

„Die Landschaft im neuen Frankreich" bietet eine Fülle z. T. beinahe unbekannten Geschichtsmaterials über die französischen Volksgruppen und dürfte gerade angesichts der wiederum in den Vordergrund getretenen Diskussion über die Sprachenregelung im Elsaß und der Bretagne eine besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Dr. Franz Petri leitet das Deutsch-Niederländische Institut der Universität Köln und hat sich die Erforschung der romanisch-germanischen Sprach- und Siedlungsgrenze in ihrem nördlichen Teil zur besonderen Aufgabe gemacht. Seine Arbeit über die fränkische Landnahme in Wallonien und Nordfrankreich darf umsomehr als das langerwartete grundlegende Werk zur französisch-deutschen Siedlungsgeschichte angesprochen werden, als es ausschließlich auf den letzten Ergebnissen sorgfältigster Ortsnamenforschung und Archäologie beruht und sich gewissenhaft von der Versuchung politischer Deutungen fernzuhalten weiß, deren Ge-

fahren die Pleyer'sche Darstellung nicht immer ganz entronnen ist. Petri's Beweisführung mündet in die Gewißheit aus, daß die heutige Sprachgrenze von Dünkirchen bis in den Jura keineswegs eine Westgrenze massiver Franken- und Alemannensiedlungen darstellt, sondern eine Rückzugslinie, welche sich nach jahrhundertelangen Angriffen des romanischen Elementes auf das germanische herausgebildet hat. Es wäre zu wünschen, daß diese fleißige Arbeit über das fränkische Gebiet recht bald auch zu gleichermaßen gewissenhaften Untersuchungen über die westliche Ausdehnung des alemannischen Siedlungsraumes Anregung gibt.

G. v. Tevenar.

Moltke.

Eckart von Naso: Moltke. Mensch und Feldherr. Wolfgang Krüger Verlag, Berlin 1937. 461 Seiten, Preis RM. 7.50.

Mit 57 Jahren wurde Hellmuth von Moltke Chef des Generalstabes der Armee. 66jährig ging er als Sieger von Königgrätz in die Kriegsgeschichte ein. Viele werden finden, das Schicksal habe ihm erst spät Gelegenheit gegeben, den im Laufe der Jahre gereiften Werten seines Soldatentums auch nach Außen zum Durchbruch zu verhelfen. Wir glauben, daß er in diesem Punkte nur das Schicksal des modernen Soldaten überhaupt getragen hat. Hindenburg war 66, Foch 67, Joffre 62, als ihre Namen weltgeschichtlichen Klang erhielten. Denn schon die äußeren Bedingungen, unter denen sich eine Soldatenlaufbahn seit der napoleonischen Epoche bis vor kurzem abspielte, ließen nur Feldherren mit gereifter Lebenserfahrung zu.

Der Verfasser unternimmt es, uns Moltkes Soldatenleben näher zu bringen. Und wer das Buch aus der Hand legt, erkennt einmal mehr, daß der Bedeutende sich dann erst offenbart, wenn Großes von ihm gefordert wird. Moltkes Leben und Laufbahn bis zum österreichischen Feldzug unterscheiden sich in keiner Weise von demjenigen vieler Soldaten. In seiner Jugend war er arm, strebsam; tat gewissenhaft seinen Dienst, ohne besonders aufzufallen. Er neigte zur Romantik (welcher junge Soldat tut es nicht?), ohne sich in ihr zu verlieren. Vielleicht war er etwas weltfremder, verschlossener, als der Durchschnitt seiner Altersgenossen. Doch dies war weniger ein angestammter Charakterzug, als die Folge einer allzu strengen Erziehung, die den empfindsamen jungen Menschen veranlaßte, sein Innenleben einer rauhen Außenwelt zu verschließen. Seine Lehrjahre führten ihn öfters ins Ausland, längere Zeit nach dem Orient. Auch dies war nicht nur Zufall. Denn Moltke empfand wie so mancher seiner Berufsgenossen den Drang, Fremdes zu sehen und auf sich wirken zu lassen. Gewissermaßen um einen Ausgleich zur unvermeidlichen Verknöcherung zu finden, den lange Jahre Friedensdienst im Soldaten zur Folge haben können. — Moltke vermählte sich mit 42 Jahren verhältnismäßig spät mit einer 17jährigen Stiefnichte. Er war jung geblieben. So konnte er einer tiefen Herzensneigung folgen. Die Ehe war sehr glücklich. Und so folgte auch für Moltke die Zeit, die mancher Soldat kennt: die scharfe Trennung zwischen Haus und Dienst. Beide waren ihm Bedürfnis und beide ermöglichten es ihm, sich ausgeglichen zu entwickeln. — Und sein Feldherrntum? Es ergab sich als die Folge einer Lebensarbeit. Die Berufung zum Chef des Generalstabes traf ihn unerwartet, doch nicht unvorbereitet. Er nahm sie hin, mit innerer Freude und mit der Zuversicht, die den Soldaten kennzeichnet. Neun Jahre später führte er das Heer seines Königs zum Siege von Königgrätz.

Drei Stellen nur möchten wir aus Moltkes Leben anführen.

Die erste: In der Krisis der Schlacht bei Königgrätz, als König Wilhelm, Roon und Bismarck am Siege zweifelten, wandte sich ersterer fragend an den Feldherrn: „Welche Befehle, General v. Moltke, haben Sie für den Fall eines Rückzuges vorgesehen?" „Hier wird nicht zurückgegangen, hier geht's um Preußen" war die Antwort. Sie kennzeichnet die äußere Härte des Soldaten.

Die zweite: Als in der zweiten Hälfte des deutsch-französischen Krieges die Operationen sich in die Länge zogen, forderte Kaiser Wilhelm von seinem Feldherrn, daß Bismarck, als verantwortlicher Politiker über die Pläne der Heeresleitung besser unterrichtet werde. Moltke schrieb: „...Was dagegen die beabsichtigten und noch in Ausführung begriffenen Operationen anbetrifft, so würde eine regelmäßige Mitteilung hierüber wohl nur in dem Fall gerechtfertigt sein,

wenn Euere Kaiserliche Majestät geneigt sein sollten, sich auch hierin des Rates des Grafen Bismarck zu bedienen. Da es indessen eine feststehende Meinung ist, daß kriegerische Operationen der einheitlichen Leitung bedürfen, so bin ich sehr gern bereit, den bezüglichen Vortrag und auch die Verantwortung dem Bundeskanzler allein zu überlassen, und sehe ich hierüber Eurer Kaiserlichen Majestät allergnädigster Entscheidung ehrfurchtsvoll entgegen . . ." Das Schreiben verließ Moltkes Arbeitstisch nicht. Innere Härte, auch sie war Inhalt des Soldaten Moltke.

Die dritte: Am 24. Dezember 1868 starb, erst 43jährig, Marie von Moltke. Naso schreibt: „. . . Der General, den sonst der Tod nicht schreckte, beugte das Haupt und Knie. Darnach schloß er Maries Augen für dieses Leben zu und wußte, indem er es tat, daß am 24. Dezember 1868, nachmittags drei Uhr, die Helligkeit erloschen war. Der Mensch Moltke hatte seine Grenze überschritten . . ."

Das Buch wird alle freuen, die sich in Ehrfurcht dem Leben eines großen Soldaten und Menschen zu nähern suchen. Und der Leser wird, der Wärme willen, mit welcher der Verfasser es uns schildert, eine leichte Neigung zur Dramatisierung des Geschehens gern in Kauf nehmen. G. Züblin.

Zur Philosophie der italienischen Renaissance.

Richard Hönigswald: Denker der italienischen Renaissance. Gestalten und Probleme. Verlag Haus z. Falken, Basel, 1938. 248 Seiten. Brosch. Fr. 10.—, geb. Fr. 12.—.

Nach den zahlreichen älteren und neueren italienischen Studien über die Renaissancephilosophie Italiens ist es zu begrüßen, daß diese problemgeschichtlich ergiebige Epoche auch dem deutschen Kulturkreis wieder einmal durch ein grundsätzlich gedachtes Werk, wie das vorliegende von R. Hönigswald, näher gebracht wird. Indem der Verfasser mehrere Renaissancephilosophen und ihre Probleme nacheinander analysiert und auf einander bezieht, gewährt er uns einen besseren Einblick in den weitläufigen, verschlungenen Werdegang des damaligen Gedankens, in die Gegensätzlichkeit und Verbundenheit der ideellen Strömungen, als wenn er diese synthetisch vereinfacht und auf eine schematische Entwicklungslinie gebracht hätte. Bleiben viele Geister jener Zeit noch in der mittelalterlich peripathetischen Scholastik befangen, so arbeiten sie zugleich auch auf eine Harmonisierung von Aristoteles und Platon hin, oder verraten unter der Hülle vornehmlich des Neuplatonismus Bestrebungen und Ansätze zu einer nachmaligen Klärung der Erkenntnis.

Hönigswalds Würdigung der mittelbar und unmittelbar in Erscheinung tretenden philosophischen Leistungen wird durch die Idee einer dem Begriffe des Realgrundes, der Gesetzlichkeit und dem Beziehungsgefüge der Naturzusammenhänge kritisch nachgehenden, an der mathematischen Methode orientierten Wissenschaft bestimmt. Darin unterscheidet sich seine Einstellung von derjenigen mancher neuerer italienischer Forscher, die, vielfach vom Idealismus Hegels herkommend, ihren Blick nicht der exakten Wissenschaft und der Naturphilosophie, sondern der geschichtlichen, das menschliche Selbstbewußtsein ergründenden Geistesphilosophie zuwenden. Daß jedoch Hönigswald auch diese spezifisch humanistische Seite nicht vernachlässigt, dafür bürgt schon seine Berücksichtigung der verschiedensten Gedankenrichtungen. Es ist hier nicht möglich, auf die Verflochtenheit und Fülle der erörterten Probleme, auf deren Entwirrung und Bewertung einzugehen. Wir müssen uns mit einigen wenigen Hinweisen und vereinzelten Bemerkungen begnügen.

Ein Hauptmotiv, das im Laufe der Untersuchung immer wieder aufgegriffen und vertieft wird, ist das erkenntnistheoretische. H. erblickt es innerhalb der platonischen Mystik Marsilio Ficinos, indem dessen Hinweis auf die Einheit der Seele, im Gegensatz zur Mannigfaltigkeit der Dinge, eine Theorie des Begriffes ankündigt, der nicht durch Abstraktion aus der Vielheit gewonnen wird, sondern sich als die, aller Abstraktion vorausgehende Bedingung und autonome Gliederung des Vielen kennzeichnet. — In Giovanni Pico della Mirandolas ahnungsvollem Nichtwissen, der „docta ignorantia" nach Art des Cusanus, wird die Vernunft des ihr unerreichbaren Unendlichen bewußt und gelangt durch diese ihre Begrenzung zur Idee der gegenständlichen Wahrnehmung.

Mit Pietro Pomponazzi und der Paduaner Schule treten die erkenntnistheoretischen Bemühungen und methodischen Differenzierungen in eine entscheidende Phase. Bei der Annahme der „doppelten Wahrheit" von Glauben und Wissen liegt das Schwergewicht auf der diskursiv fortschreitenden Forschung. Mit Pomponazzis Leugnung der individuellen Unsterblichkeit und mit der Beschränkung des Lebens auf das irdische Dasein wird, infolge der Bindung der Seele an den Leib, die Frage, wie sich die Seele auf Sinnliches und zugleich Sinnenjenseitiges richten könne, im Sinne einer Gliederung zweier auf einander abgestimmter Erkenntnisfunktionen gelöst: einer sinnlich schauenden und einer begrifflich denkenden, die, an den Körper gebunden, doch über dessen Bereich hinausreicht. Der Natur unterworfen, ist der Mensch zugleich ein geschichtlich kulturelles Wesen. Er hat nicht nur, wie das Tier, Geschichte, sondern er ist sie selbst, weil und insofern er sie macht. Diese Auffassung leitet zu G. B. Vicos Verknüpfung von Erkenntnis und tatsächlichem Vollbringen (verum ipsum factum) hinüber. Die Einsicht in die Gesetze des Naturgeschehens und eine, schon im diesseitigen Leben sich verwirklichende, von transzendenten metaphysischen Bindungen befreite sittliche Ordnung und menschliche Verantwortung bedingen sich gegenseitig. Diese ethische Auffassung Pomponazzis ist eine systematische Vertiefung der schon von Marsilio Ficino und Pico della Mirandola verherrlichten Menschenwürde und Willensfreiheit.

Zur Klärung der wissenschaftlichen Einsicht hat Giacomo Zabarella Wesentliches beigetragen, indem er die, von der bloß unreflektierten Erkenntnisart unterschiedene Logik mit dem konkreten Verfahren der Wissenschaft zusammenfallen läßt. Die Bestimmung des Gegenstandes soll sich als eine gedankliche Beziehung von objektiver Gültigkeit darstellen. Diese Methodenlehre vervollständigten dann Leonardo da Vinci und Galileo Galilei mit ihrer mathematischen Begründung der Erscheinungen. Aber auch innerhalb der neuidealistischen Philosophie finden wir das nämliche Motiv, so z. B. in Croces und Gentiles Ineinssetzung des geschichtlich individuellen und des logisch universellen Gedankens.

Bernardino Telesios Ableitung der Erkenntnis aus der Sinnesempfindung hält ihn nicht davon ab, dieser bisweilen doch auch den Intellekt voranzustellen, um der Gegenständlichkeit eine über die Augenblicksgeltung des primären Eindruckes hinausgehende Ordnung zu sichern. Das Denken ist sinnenbezogen und die Wahrnehmung denkbezogen. Ferner überwindet er die traditionelle peripathetische Auffassung eines physikalischen substantiellen Raumes durch diejenige eines „reinen" Raumes als einer funktionellen Beziehung. Die Gegensätzlichkeit der Potenzen Wärme und Kälte, für Telesio die Prinzipien des Geschehens, deutet Hönigswald als ein Ordnungsgesetz der Erscheinungen, während G. Gentile in ihnen die Momente einer antithetisch-synthetischen Geistesdialektik vorgezeichnet sieht.

In Tommaso Campanella vermißt H., abgesehen von einigen schwachen Ansätzen dazu, noch einen grundsätzlichen Begriff, der der Erfahrung Beweiskraft zu geben vermöchte. Den Erkenntniswert der Mathematik verkennend, gelangt Campanella auch nicht zur Einsicht in die inneren Bedingungen der Naturerscheinungen. Doch gewinnt H. auch mehreren Gedankenmotiven Campanellas ihre positive Seite ab. So legt er dar, wie dieser, vor Descartes, dem Zweifel, der sich bei der vorwiegend auf die Sinne zurückgeführten Erkenntnis einstellt, die Bedeutung eines Wissens um die eigene Existenz und damit zugleich auch um das eigene Verhältnis zur Wirklichkeit verleiht. Die Erfahrung tritt damit in den Bereich der Vernunft. Diese Verlegung der Erkenntnis von der Außen- in die Innenwelt und andere Auffassungen, wie die einer sich selbst genügenden Sittlichkeit, werden von der idealistischen Betrachtungsart den mit dieser Geistesbezogenheit im Widerspruch stehenden, transzendenten, thomistischen, naturalistischen, sensistischen Motiven vorangestellt.

Auch in Giordano Brunos Gliederung eines einheitlichen unendlichen Weltorganismus findet H. das Erkenntnisprinzip noch ungenügend begründet und empirisch befangen. Wie sehr auch G. Bruno den kopernikanischen Gedanken vom Umschwunge der Erde um die Sonne verficht, so bewegt sich seine Spekulation über die Natur noch außerhalb der astronomischen Wissenschaft. Daneben zählt H. aber so bedeutungsvolle Gedankenmotive Brunos auf, in denen Anzeichen eines immanenten dialektischen Idealismus erblickt werden können, daß man sich fragt, ob Brunos Fernstehen von der mathematischen Methode für seine Einschätzung

so ausschlaggebend ist. Die Gottesschau verbindet sich in Bruno mit der Reflexion auf den Zusammenhang der weltlichen Dinge. In der Auffassung Gottes als einfachster unendlicher Wesenheit birgt sich, wie H. schön darlegt, das Problem der Forschung, indem der Gegenstand der Erkenntnis sich als eine vom Begriff des Unendlichen her übersehbare endlose Aufgabe erweist. Die sich in ihren heroischen Affekten (eroici furori) über die individuellen Schranken zur aktiven Gestalterin (nicht bloß beschaulichen Erforscherin) von Stoff und Welt und zur Unsterblichkeit erhebende Seele findet ihre theoretische Bewährung in der Stufenfolge der Erkenntnis von der sinnlich unmittelbaren des Objektes über die diskursive der Vernunft bis zur grundsätzlichen des Intellektes. Die neuplatonische Identitätsschau wird durch eine schöpferisch rationale, die Vielheit und die Gegensätze zur Einheit verbindende Erkenntnis abgelöst. Diese Einsicht in die progressive Tätigkeit des Geistes bedeutet zugleich mit der Auffassung eines geschichtswirkenden Geistes auch diejenige der Geschichte als eines steten Werdens des Bewußtseins (veritas filia temporis), wie u. a. besonders von Gentile hervorgehoben wird. Von diesen und ähnlichen Motiven G. Brunos gingen so starke Anregungen auf die nachmalige Gedankenentwicklung aus, daß G. Bruno geistesphilosophisch eine höhere Stellung einnimmt als Leonardo da Vinci und Galileo Galilei, deren überragende Verdienste dafür auf naturwissenschaftlichem Gebiete liegen. In diesen beiden ist die Einsicht in den notwendigen Begründungszusammenhang der Natur zu voller Reife gelangt. Mit großem Gewinn folgt man Hönigswalds eingehender Analyse der Methode Leonardo da Vincis und namentlich Galileo Galileis. Deren Wesenszüge erblickt er in der kritischen Durchdringung der Gegenständlichkeit, in der Zurückführung der Erkenntnis auf ihre methodisch-begrifflichen Grundbedingungen, in der Erhebung der Erfahrung zur objektiven, die bloß empirische Wahrnehmung zufälliger Gegebenheiten überwindenden Gewißheit („certezza obiettiva").

So fällt, bei Beleuchtung des Renaissancegedankens, je nach der theoretischen Stellungnahme, das Licht bald auf die einen, bald auf die anderen Probleme und Denkergestalten. Für Gentile sind Telesio, Campanella, Giordano Bruno, für Hönigswald dagegen Pomponazzi, Zabarella, Leonardo da Vinci und Galileo Galilei die Höhepunkte jener Epoche. Benedetto Croce anerkannte in einem 1906 gehaltenen Vortrage Leonardo da Vinci lediglich als Naturforscher, nicht aber als Philosoph.

Jede Hervorhebung besonderer Motive und Gestalten hat, für sich genommen, ihre eigene Berechtigung. Denn jedes Einzelproblem, wie das naturwissenschaftliche, besitzt seinen Eigenwert und weist, als Moment des gedanklichen Prozesses, zugleich über sich selbst hinaus, auf das allgemein philosophische Bewußtsein. Und dieses, seinerseits, wirkt sich in den einzelnen Teilproblemen aus und verleiht ihnen ihre volle Gültigkeit. Die Verquickung von Logik und Forschung, die Wechselbezogenheit von Methode und Erörterung von Einzelfragen, die mathematische Bestimmung der Realität und der Naturbezüge, die Begründung von Gesetzen und Funktionen an Stelle der bloß empirischen Berufung auf Dinge und Ereignisse, die Idee der sittlichen Selbstbestimmung, der Übergang des Glaubens ans Unendliche in den unendlichen Prozeß geistiger Aufgaben, alle diese von Hönigswald angeführten gedanklichen Errungenschaften der italienischen Renaissance sind, über ihre zum Teil exaktwissenschaftliche Eigenart hinaus, zugleich auch mehr oder weniger direkte Äußerungsformen der allgemeinen philosophischen Erkenntnis nach apriorischen Funktionen, des damals sich ankündenden, das Einzelne mit dem Allgemeinen synthetisierenden Individualurteils, der gegenseitigen Annäherung von philosophischem System und konkretem Gedanken, der Befreiung von jeder gegenstandsgebundenen Empirie oder sich ins Abstrakte verlierenden Metaphysik und bezeugen, trotz starker Nachwirkungen der platonischen transzendentgerichteten „Wiedererinnerung", namentlich in Campanella und Giordano Bruno, das Entstehen eines immanenten, sich dialektisch erfassenden selbstschöpferisch-geschichtlichen Bewußtseins.

Zur Klärung dieser mannigfaltigen Problemkomplexe und ihrer Stellung innerhalb der Geschichte der Naturwissenschaft und der Philosophie trägt Hönigswalds schönes und anregendes Buch Wesentliches bei. P. Pizzo.

Theatergeschichte.

Johannes Ilg, „Theatergeschichte". 10. Band der Sammlung „Kultur und Theater". Herausgegeben vom Ring der österr. Bühnenkünstler. Amalthea-Verlag Zürich — Wien — Leipzig.

Obwohl in dem über 150 Seiten starken Büchlein die Schweiz nur mit einem Bilde — der berühmten Zeichnung zum Luzerner Passionsspiel von 1583 — und wenigen, kaum ein paar Zeilen umfassenden Hinweisen vertreten ist, sei es doch auch dem Schweizer angelegentlich empfohlen. Denn es ist für unsere Vergangenheit ja ebenso bezeichnend, daß in einer knapp gefaßten Weltgeschichte des Theaters die Schweiz sozusagen unerwähnt bleibt, wie es unsere Gegenwart kennzeichnet, daß man in weiten Kreisen unseres Volkes das Problem des schweizerischen Theaters lebhaft erörtert. Wer aber die Gegenwart richtig beurteilen will, tut immer gut daran, auch die Vergangenheit zu befragen. Nun ist aber die Theatergeschichte in unserm für das Historische sonst sehr interessierten Volk recht wenig bekannt, und zwar wohl nicht nur darum, weil die Theaterkunde überhaupt eine junge Wissenschaft ist, sondern eben, weil die Rolle der Schweiz in ihr keine allzu große, wenn auch, bei ausführlicherer Darstellung, durchaus keine unbedeutende ist. So wird sich mancher gern einen Überblick über dieses für die Geistesgeschichte der Völker sehr aufschlußreiche Gebiet verschaffen, und diesen findet er nun, leicht faßlich, fesselnd und lebendig dargestellt, in dieser durch Bilder und Karten unterstützten und mit einem Anhang: „Einiges aus der Geschichte des Films und des Rundfunks" versehenen Theatergeschichte Johannes Ilgs.

Es ist dem Verfasser gelungen, den spröden und weitschichtigen Stoff übersichtlich zu gliedern und, indem er sich auf das Wesentliche beschränkt, ohne doch in ein bloßes Aufzählen von Namen zu verfallen, eine einprägsame Skizze zu schaffen, die mehr als einmal auch verrät, wie das ausgeführte Bild etwa aussehen müßte. Denn mehr als eine andeutende Skizze darf man ja nicht erwarten, wenn auf etwas mehr als 100 Seiten das Theater der Japaner, Chinesen, Inder, der alten Griechen und Römer, des Mittelalters, der verschiedenen europäischen Völker der Neuzeit in seinen wechselnden Formen der Bühne, der Schauspielkunst, der Dichtung, der Musik, der — bald auf eine auserwählte Schicht der Gesellschaft, bald auf die weitesten Kreise des Volkes berechneten — Darstellungsmittel gezeichnet werden soll.

Hoffen wir, daß spätere, vermehrte und fortgeführte Auflagen des Büchleins auch die Schweiz miteinbeziehen dürfen. E. Müller.

Puccini.

Karl Gustav Fellerer: Giacomo Puccini. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam 1937.

In der Sammlung „Unsterbliche Tonkunst" erscheinen seit kurzer Zeit knapp gehaltene „Lebens- und Schaffensbilder großer Musiker". Eine Reihe jüngerer Musikwissenschaftler zeichnen als Verfasser dieser Biographien, deren gemeinsames Kennzeichen eine Annäherung an musikwissenschaftliche Betrachtung von Umwelt und Abstammung, der zeitgenössischen Stilströmungen und der Stellungnahme des Komponisten zu ihnen ist. Dabei wird an einer durchaus gemeinverständlichen Darstellung festgehalten; die Werke werden auf technische, ästhetische und stilgeschichtliche Eigenheiten hin besprochen, jedoch ohne Benutzung einer rein fachwissenschaftlichen Ausdrucksweise. Der ungelehrte, aber gebildete Musikfreund, ebenso wie der Fachmann können, jeder auf seine Art, hierdurch angeregt werden.

Prof. Fellerer ist an der Universität Freiburg i. Ue. als Nachfolger Peter Wagners, des hervorragenden Kenners der katholischen Kirchenmusik und vor allem ihrer frühen Sonderform, des gregorianischen Gesanges, in erster Linie der strengen liturgischen und geistlichen Musik verpflichtet und nahegetreten. Als vielseitiger akademischer Lehrer und Publizist hat er namentlich die Querverbindungen der Kirchenmusik zur weltlichen Tonkunst, zur Volksmusik, ja zur dramatischen Musik beobachtet. Die italienische Kirchenmusik (besonders Palestrina) hat ihn mehrfach beschäftigt; kein Wunder, wenn ihn u. a. das reiche kirchenmusikalische Leben in der berühmten mittelitalienischen Stadt Lucca gefesselt hätte, das in

sehr charakteristischer Weise so eng mit der weltlichen Musik verknüpft ist. Die gleichen Meister, so war es dort allgemeine Sitte, schufen Messen, Vespern, Tedeum, aber auch Oratorien, Kantaten, Opern und Instrumentalmusik für Kammer, Kirche und Konzert. Die Musikgeschichte von Lucca ist aber im 18. und 19. Jahrhundert in hohem Maße auch die Geschichte der Musikerfamilie Puccini, in der sich das kompositorische und ausübende Talent (als Kapellmeister und Organisten) durch fünf Generationen hindurch vererbte von Giacomo Puccini (1712—1781) bis zu — Giacomo Puccini (1858—1924), dem Komponisten der weltberühmt gewordenen Opern „La Bohème" (1896), „Tosca" (1900), „Madame Butterfly" (1904).

Eine den heutigen Bestrebungen nach musikwissenschaftlicher Vertiefung in allgemeinverständlicher Weise entsprechende Gesamtdarstellung des Lebens und Schaffens Puccinis in deutscher Sprache war fällig; die Bücher von Weißmann und Specht sind in gewisser Beziehung eher subjektive, teils journalistisch gehaltene und literarisch fesselnde Arbeiten aus der Werkstatt des praktischen Musikkritikers. Puccinis Lebenswerk ist weder mit den oben genannten Opern ausreichend umschrieben, noch gerecht beurteilt, wenn man ihn etwa vom Standpunkt der Richard-Wagnerschen Operndramatik, oder als Verdi-Erben, oder gar als typischen Vertreter des bühnenmusikalischen „Verismo" beurteilt, und ihn, wie es üblich ist, nur als völlig weltlichen und dazu noch reichlich realistisch-sinnlich eingestellten Opernkomponisten sieht. So erscheint es bei näherem Zusehen hin nicht auffallend, daß der Kirchenmusikforscher Fellerer (nach kleineren Veröffentlichungen über Puccinis Arbeitsweise und seine Beziehungen zur Kirchenmusik) eine bei aller Knappheit doch eingehende Arbeit über Puccini verfaßte, die sicherlich eine bestehende Lücke in der deutschen Pucciniliteratur in willkommener Weise ausfüllt.

Der überaus starke Erfolg der Puccini'schen Hauptopern, die in der alten und neuen Welt zu interpretieren sich die größten Dirigenten, die bedeutendsten Gesangsterne, die vornehmsten Operninstitute nicht scheuten, steht in auffälligem Gegensatz zu manchen Urteilen der „Zunft", angefangen mit F. Torrefrancas scharfem Urteil von 1910/12. Davon ausgehend, entwickelt Fellerer die innere Verbindung von Puccinis Leben und Werk, seinen besonders gearteten „Realismus" als künstlerisches Denken und Fühlen in und mit seiner eigenen Zeit, sein immer selbständiger werdendes Verhältnis zum realistischen Verismus vom Schlage eines Leoncavallo oder d'Albert. Die Sattelstellung des Luccheser Meisters zwischen Wagner und Verdi, zwischen Schönbergs und Strawinskys Anfängen, aber auch zwischen der Offenbach'schen Operette und der europäischen Verjazzungsepoche ist deutlich gesehen.

Die lokale und rassenmäßige Verbundenheit Puccinis mit Natur und Volk seiner Heimat, die musikantische väterliche Erbmasse, die Lehrjahre, in denen Kirchen- und Instrumentalmusik praktisch und didaktisch die Oberhand hatten, während das starke und ausschlaggebende Kunsterlebnis der Besuch von Verdi's „Aida" in Pisa wurde — das sind die Ausgangspunkte der Darstellung, die Leben und kompositorisches Schaffen stetig miteinander verknüpft und fortlaufend schildert. Von den Frühopern „Le Villi" (1884) mit ihrem italianisierten Schwarzwälder Schauplatz und „Edgar" (1889) mit ihrer oft zündenden, wenn auch ungeschminkt auf rein theatermäßigen Effekt ausgehenden Tonsprache an wird die Entstehung des spezifischen Puccini-Stiles mit seiner grundierenden Gesamtstimmung, seinen melodisch-motivischen, harmonischen und instrumentationstechnischen Eigenheiten plastisch herausgearbeitet. „Manon Lescaut" (1893) erhält ihre gebührende Würdigung als, im Rahmen des Puccini'schen Talentes, vollwertige erste Meisteroper neben und vor der allbekannten, oben erwähnten Dreiergruppe der Erfolgsopern. Klar wird des Meisters Arbeitsweise dargestellt, seine volksmelodischen Vorstudien namentlich seit der japanischen Butterfly-Oper und bis zum unvollendeten, chinesisch orientierten „Turandot"-Fragment, 1926 uraufgeführt und von F. Alfano vervollständigt), die für Puccini kennzeichnende lange „Inkubationszeit" des völligen Einfühlens in das Libretto (an dessen Ausgestaltung der Komponist starken, kritischen Anteil zu nehmen pflegt) werden berührt und aus seinem Personalstil psychologisch erklärt.

Die sachliche und zugleich verständnisvoll warme Betrachtung dieser Faktoren wird dem, was in Puccinis Werk und ungewöhnlichem Talent bedeutend und damit musikgeschichtlich bleibend ist, vollauf gerecht. Die Schilderung des äußeren

Lebenslaufes, der persönlichen Eigenheiten ist lebendig und sinnvoll gehalten; Licht und Schatten sind überzeugend verteilt. Das klangliche Leben, der Stimmungsuntergrund der Puccini'schen Partitur wird ebensowenig vernachlässigt, wie die Kennzeichnung der welterobernden Melodik, oder die Rolle der kleineren Instrumental- und Chorwerke, die der Luccheser Meister neben seinen zwölf Opern schuf. Unter diesen erfahren vor allem auch die vier letzten feinsinnige Würdigung: die drei, ein „Tryptichon" bildenden Kurzopern von 1919 (deren letzte, „Gianni Schicchi", die lustige Bauernposse, besonders erfolgreich war), und die Märchenoper „Turandot", die Puccini nur bis zur Sterbeszene Liu's im 3. Akt vollenden konnte, und die denen Recht gab, die in ihm ein echtes und tiefes Operntalent sahen, fähig, sich zuletzt von allem Äußerlichen weg zu den wahren Werten einer delikaten, psychologisch begründeten und vornehmen Musikdramatik hindurchzuringen.

Das angenehme und handlich (auch mit Notenbeispielen und Abbildungen) ausgestattete Werk darf als vortreffliches Beispiel einer allgemein verständlichen und doch auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Einführung in Leben und Schaffen Puccini's warm empfohlen werden. A.-E. Cherbuliez.

Ein Jeremias-Roman.

Höret die Stimme. Roman von Franz Werfel. Paul Zsolnay Verlag, Wien, 1937, 756 Seiten.

„Warum toben die Völker und sinnen die Nationen vergebliche Dinge?"... „Priester und Propheten trösten mein Volk in ihrem Unglück und sagen: Friede! Friede!, und doch ist nicht Friede"... Vor 1914 schienen uns dies Sprüche der Vorzeit, aber seitdem haben schwarze Wolken uns überzogen, die Völker der Erde rüsten sich gegeneinander, wie in ein Sieb sind die Nationen geschüttet und werden geworfelt. Plötzlich ist uns eine Zeit, in der sich die Weltreiche der Ägypter und Assyrer Vernichtung drohend gegen einander erheben und die Erde von gewaltigen Schlachten dröhnt, nicht wie gestern, sondern wie heute. So konnte der Dichter Franz Werfel, von unserer Zeit im Innersten ergriffen, sich in jene Zeit stellen, und sie uns mit ihren heldenmütigen Kämpfen des jüdischen Volkes und seiner Könige in ihrem atemberaubenden Auf und Ab bis zur Zerstörung Jerusalems vor Augen malen. Malen mit glühend farbigen, durch und durch lebendigen Bildern. Da steht die ägyptische Stadt vor uns auf, heiter und elegant, voll Fröhlichkeit und Festgepränge, aber als ihre unterirdische Wurzel wird der Totenkult sichtbar mit seiner Einweihung und Einführung ins gespenstisch geisterhafte Totenreich. Die Riesenstadt Babel erhebt sich mit ihren blauschimmernden Toren und heiligen Sternwartetürmen, wo die Wissenschaft der Himmelserscheinungen zur Religion wird und die Planeten herrschen. Abgötterei in tausend Formen brandet ringsum und ergreift viele Juden durch ihre sinnliche Gewalt. Inmitten dieser Fluten steht der Fels Jehova, der Eine unsichtbare Gott Himmels und der Erde. Seine Verehrung im Tempel durch Priester und Hohepriester, durch das Heer der Leviten und den Chor der Sänger, durch Ausleger und Schriftgelehrte tritt uns vor Augen. Doch der Dienst Jehovas selber ist zur Abgötterei geworden, äußere Regeln werden befolgt, aber die Gebote der Sittlichkeit und die sozialen Gebote auf die Seite geschoben. Unter den echten Propheten dieser Zeit, denn es sind auch Schönfärber und Scharlatane unter ihnen, ist Jeremias der gewaltigste. Von seinen ersten Gesichten an erleben wir die Schwere seiner Mission, die ihn bis zum Rechten mit Gott und zur Flucht vor ihm führt. Aber Gott gibt ihn nicht frei und läßt nicht ab, sich ihm zu offenbaren im Gemeinen wie im Ungemeinen, in den Werkstätten des Töpfers und des Goldscheiders, im aller Alltäglichsten, wie in merkwürdigen, weltumfassenden, dem Künder selbst kaum faßbaren Gesichten. Und Jeremias muß predigen vor dem Volk und vor den Fürsten, vor den Stammesbrüdern und vor den Fremden, in Worten und in sinnbildlichen Handlungen, wie das Zerschmeißen des irdenen Topfes, das schmerzliche Tragen des Joches, das Kaufen eines Ackers auf einem der Verwüstung geweihten Boden. Werfel hat ihn mitten in die geschichtlichen Ereignisse gestellt; manche Verknüpfungen sind künstlich und unglaubhaft, so seine Einweihung in die ägyptischen und chaldäischen Kulte, aber gegen das Ende, wo sich der Dichter immer mehr an die

Bibel anschließt, wächst die Gestalt zu ihrer christusähnlichen Tragik empor. — Die sensationelle und nicht überzeugende Einkleidung, die Werfel für seinen Roman braucht, wirkt wie der Zuckerguß, der den wahren Geschmack einer Pille verdeckt. So soll der weltlich eingestellte Leser gegen seinen Willen den biblischen Stoff schlucken. Doch ehe er sich's versieht, ist er mitten in die alttestamentliche Handlung hineingezogen. Dies Verfahren schmälert nicht nur das Buch in seiner Wucht und Größe, sondern nimmt auch dem Dichter die Möglichkeit, den alten Jeremias in seinem bittersten letzten Leiden um sein Volk in der ägyptischen Verbannung zu gestalten. Irmgard v. Faber du Faur.

Bücher-Eingänge.

Besprechung vorbehalten.

Allan, John R.: Jugend auf Dungair. Eine Erzählung aus Schottland. Verlag Friedrich Vorwerk & Co., Berlin C 2, 1938. 231 Seiten, Preis RM. 5.80.

Bauer, Josef Martin: Die barocke Kerze. Novelle. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig, 1938. 78 Seiten, Preis RM. —.35.

Bey, Essad: Flüssiges Gold. Der Kampf um die Ölquellen. Rascher Verlag, Zürich, 1937. 460 Seiten.

Bratschi, Peter: Schollen brechen auf. Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1938. 152 Seiten, Preis Fr. 4.80.

Büchli, Arnold: E Trucke voll Rätsel. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau, 1938. 186 Seiten, Preis Fr. 4.50.

Büddemann, Werner: Welcher Stil ist das? 500 Abbildungen zur Baukunst, Malerei, Plastik und Kunsthandwerk aller Zeiten und Völker. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, 1938. 152 Seiten, Preis RM. 3.20.

Cherbuliez, A.-E.: Der unbekannte Nägeli. Verlag Bischofberger & Co., Chur, 1938. 60 Seiten, Preis Fr. 2.—.

Christoph, Emanuel: Ferne Zeiten. Roman. Pegasus Verlag, Bern, 1938. 302 Seiten, Preis Fr. 8.—.

Claudius, Matthias: Gott laß dein Heil uns schaun. Furche Verlag, Berlin, 1938. 48 Seiten, Preis RM. —.80.

Deutsch, Wilhelm: Der Weg zum großdeutschen Reich. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1938, 46 Seiten.

Field, G. Lowell: The Syndical and Corporative Institutions of Italien Fascim. Verlag Columbia University Preß, New York, und P. S. King & Son, Ltd., London, 1938. 209 Seiten.

Frank, Walter: Geist und Macht. Historisch-politische Aufsätze. Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Hamburg, 1938. 243 Seiten, Preis RM. 6.—.

Geilinger, Max: Wanderglaube. Gedichte. Rascher Verlag, Zürich, 1937. 52 S.

Günther, Carl: Hugo Marti, Mensch und Dichter. Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1938. 169 Seiten, Preis Fr. 5.80.

Herders Laien-Bibel zur Einführung ins Bibellesen. Verlagsbuchhandlung Herder & Co. G. m. b. H., Freiburg im Breisgau, 1938. 1060 Seiten und 2 Karten, Preis RM. 10.—.

Hielscher, Kurt: Italien. Italien. Landschaft und Baukunst. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, 1938. 240 ganzseitige Bilder, Vorwort und Karte, Preis RM. 6.80.

Jahrbuch für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften 1937/1938. Herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg, 1938. 245 Seiten.

Jahrreiß, Hermann: Völkerrecht und Völkerfriede. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart-S., 1937. 30 Seiten, Preis RM. 1.40.

Iljin, J.: Ich schaue ins Leben. Ein Buch der Besinnung. Furche-Verlag, Berlin N. W. 7, 1938. 200 Seiten, Preis RM. 3.—.

Kallbrunner, Joseph: Deutsche Erschließung des Südostens. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1938. 40 Seiten.

Kiener, Julius: Reise nach Trias. Ein phantastischer Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1938. 252 Seiten, Preis RM. 4.50.

Kierkegaard, Sören: Vom wundersamen Streit im Gebet. Furche-Verlag, Berlin, 1938. 45 Seiten, Preis RM. —.80.

Kloepfer, Hans: Bergbauern. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1938. 52 Seiten.

Koelner, Paul: Res publica Basiliensis. Kulturgeschichtliche Bilder und Szenen aus sechs Jahrhunderten. Verlag Benno Schwabe & Co., Basel, 1938. 190 Seiten, Preis Fr. 5.—.

Kunze, Gottfried: Glaube und Politik. Zur Idee des Deutschen Ordens. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1938. 93 Seiten.

Lauber, Cécile: Geschenk eines Sommers. Novelle. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig, 1938. 73 Seiten, Preis RM. —.35.

Liebert, Arthur: Der Liberalismus als Forderung, Gesinnung und Weltanschauung. Rascher Verlag, Zürich, 1938. 206 Seiten.

Melzer, Friso, Ihr sollt meine Zeugen sein. Furche-Verlag, Berlin, 1938. 46 Seiten, Preis RM. —.80.

Melzig, Herbert: Resa Schah. Der Aufstieg Irans und die Großmächte. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, 1938. 160 Seiten, Preis RM. 5.80.

Meyer, Conrad Ferdinand: Novellen. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig, 1937. 379 Seiten.

Mittelholzer, Walter: Fliegerabenteuer. Mit einem Geleitwort von Werner v. Langsdorff. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, 1938. 167 Seiten, 31 Abbildungen, 6 Karten, Preis RM. 5.50.

Müller, Heinrich: Der Glaub' ist ein gar neuer Sinn weit über die fünf Sinne hin. Furche-Verlag, Berlin, 1938. 46 Seiten, Preis RM. —.80.

von Müller, Karl Alexander: Der ältere Pitt. Verlag R. Oldenburg, München 1, 1937. 169 Seiten, Preis RM. 5.—.

Oberkofler, J. G.: Das Stierhorn. Roman aus Tirol. Eugen Diederichs Verlag Jena, 1938. 374 Seiten.

Pauser, Franz: Spaniens Tor zum Mittelmeer und die katalanische Frage. Verlag B. G. Teubner in Leipzig, 1938. 71 Seiten, Preis RM. 1.60.

Rettig, Georg: Die europäische Agrargüterversorgung. Ein Beitrag zur europäischen Rohstoff-Frage. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, 1938. 70 Seiten, 13 graphische Tabellen, Preis RM. 4.50.

Rippmann, Fritz: Johann Rudolf Schmid, Freiherr von Schwarzenhorn 1590—1667. Ein Lebensbild. Herausgeber Bürgerliche Museumsstiftung Stein am Rhein, 1938. 45 Seiten.

Rohn, A.: Industrielle Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Schweiz. Heft 15 der kultur- und staatswissenschaftlichen Schriften der E. T. H. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau, 1938. 27 Seiten, Preis Fr. 1.—.

Sailler, Friedrich: Brücke über das Niemandsland. Ein Kriegsroman. Wilhlem Goldmann Verlag, Leipzig O 5, 1938. 376 Seiten, Preis RM. 5.80.

Saint-Hélier, Monique: Morsches Holz. Roman. Morgarten-Verlag A.-G., Zürich, 1938. 416 Seiten, Preis Fr. 8.50.

Schindler, Maria: Richard Wagner. Rascher Verlag, Zürich, 1937. 371 Seiten.

Schüttel, Lothar: Luftkrieg bedroht Europa. J. F. Lehmanns Verlag, München, 1938. 182 Seiten, Preis RM. 4.40.

Schmidt, Carl T.: The Plough and the Sword. Labor, Land, and Property in Fascist Italy. Columbia University Preß, New York, 1938. 197 Seiten.

Schwarz, Hans: Der Schimmel von Perbal. Ein Ritt durch die Tschechoslovakei. Rascher Verlag, Zürich, 1938. 203 Seiten, 32 Bildtafeln.

Stehli, Marcel: Albert Galeer und sein Einfluß auf die Ideengeschichte des schweizerischen Grütlivereins. Selbstverlag des Verfassers, Fröbelstr. 27, Zürich, 1936. 117 Seiten.

Sturzenegger, Karl: Humanität und Staatsidee. Vita Nova Verlag, Luzern, 1938. 120 Seiten, Preis Fr. 3.50.

Tritsch, Walter: Heinrich IV. König von Frankreich und Navarra, Gegenspieler der deutschen Welt. Verlag Huber & Co. A.-G., Frauenfeld, 1938. 452 Seiten, 34 Bilder und 1 Stammbaum, Preis Fr. 11.50.

Vivekananda, Swami: Karma-Yoga und Bhakti-Yoga. Herausgegeben von Emma von Pelet. Rascher Verlag, Zürich, 1937. 258 Seiten.

— Raja-Yoga. Mit den Yoga-Aphorismen des Patanjali. Herausgegeben von Emma von Pelet. Rascher Verlag, Zürich, 1937. 286 Seiten.

von Wattenwyl, Robert: Der Geist schwebt über den Wassern. Roman. Pegasus Verlag, Bern, 1938. 194 Seiten.

Weber, Otto: Weicht, ihr Trauergeister! Furche-Verlag, Berlin, 1938. 47 Seiten, Preis RM. —.80.

Wenger, Lisa: Baum ohne Blätter. Roman. Morgarten-Verlag A.-G., Zürich, 1938. 336 Seiten, Preis Fr. 8.50.

Wessels, L. H.: Die Mandaat vir Suidwes-Afrika. Martinus Nijhoff Verlag, 's-Gravenhage, 1938. VIII u. 152 Seiten, Preis 3 Gulden.

Winteler, Jakob: Die Schlacht bei Näfels in der bildlichen Darstellung der Jahrhunderte. Verlag Tschudi & Co., Glarus, 1938. 39 Seiten + 32 Kunstdrucktafeln.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.